

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 34.

Sonntag, den 29. August 1897.

IV. Jahrgang.

Die Kux.

Novellette von Josef Märkus.

(Nachdruck verboten.)

I.

Ich war verliebt; zum wievielten Mal in meinem Leben, das könnte ich so in aller Eile kaum sagen. Aber diesmal war es mir sehr ernst.

Wie diese Liebe entstand? So, wie jede Liebe: Ein Blick in die Tiefe zweier schwarzer Augen, ein Lächeln, das bezaubert, zwei runde Arme, nach deren Zärtlichkeiten man heftige Sehnsucht empfindet. . . . und ich war in Circé's Netzen, stärker als ich gedacht und ernster, als es vielleicht meine Schöne gewünscht hätte.

Für die Liebe giebt es nur eine einzige Medicin, das ist die Gegenliebe. Und gerade diese einzige Medicin verweigerte mein grausamer Arzt.

Meine Schöne, eine junge Wittwe, — ach wie interessant — hatte eine sehr geringschätzige Meinung über meine himmelfürmende Leidenschaft und sie ignorierte dieselbe mit solcher unglaublicher Seelenruhe.

Wenn ich mit der Rhetorik der Liebenden sie von der Vernünftigkeit meiner Empfindungen überzeugen wollte, pflögte die reizende Frau in nüchternster Weise zu erklären:

„Die Liebe, mein theurer Freund, ist nichts anderes, als eine große Unruhe des Herzens, die mehr Leid verursacht als Freude. So lange der Mensch sehr jung ist, lebt er der Ueberzeugung, daß das viele Leid und das bißchen Freude unbedingt zum Glücke nöthig seien, aber wenn man ein wenig in die Jahre kommt, sieht man die Dinge deutlicher. . . . Heute, morgen werde ich breißig Jahre alt und ich bin dann nahe jenem Punkte, wo Ihr Männer von uns Frauen zu sagen pflegt: „sie ist nicht mehr jung“ — und nachdem ich nur ein paar Jahre habe, in denen man mich mit ein wenig Wohlwollen noch hübsch finden kann, halte ich es für gescheiter, wenn ich diesen Rest frei von Leidenschaft mit einem Herzen, das ruhig seine Schläge vollführt, durchlebe. Und ich lächle über jene, die sich ihren Leidenschaften blind hingeben, so daß die Anderen Gelegenheit haben, über sie zu lächeln!“

Wenn Minna so sprach, schien das Feuer ihrer Augen, das sparsame Lächeln ihrer Lippen, die ganze Pracht ihrer reifen Schönheit diesem kalten Bekenntniß zu widersprechen:

Aber es gelang mir nicht, diese Frauenphilosophie zu erschüttern; auf meine Seufzer war ein Lächeln die Antwort, auf meine Thränen ein Hohngelächter.

Und ich?

Ich gab den ungleichen Kampf nicht auf.

Ein Liebhaber, der selbst die unwahrscheinlichsten Hoffnungen aufgibt, liebt nicht wahr. . . .

II.

Ich täuschte mich nicht.

Nach sechsmonatlichem andauerndem Hofmachen gelangte meine philosophirende Schöne zu jenem Punkte, der für uns Männer den Beginn des Sieges bedeutet: sie schwankte.

Auch Minna war nicht von Eis. Ihre Blicke, ihre Worte und hundert andere Kleinigkeiten, die wir Männer bei dem Weibe, das wir lieben, stets zu bemerken pflegen, mit einem Worte, ihr ganzes Benehmen zeigte mir deutlich, daß ich ihr nicht gleichgültig sei und daß auch sie in jenem Netze zappelte, in welchem ich gefangen war.

Ich fühlte, daß der entscheidende Augenblick, der für unsere Liebe bestimmend sein sollte, sich mit stürmischer Eile näherte.

An einem Nachmittage saßen wir beisammen und meine Lippen stammelten die glänhesten Liebesworte, als die schöne Frau, ihre bisherige Kälte vergessend, sich plötzlich zu mir wandte und meine Hand erfassend, ausrief: „Gut, Sie wollen es! . . . Ich werde nicht mehr „nein“ sagen, aber auch nicht „ja“. Möge das Schicksal, an das ich glaube, über meine Herzenssache entscheiden.“

„Das Schicksal?“ fragte ich neugierig. „Wie wollen Sie das denn anstellen?“

Wir standen gerade am Fenster, unten drängte sich die Menge.

Minna schaute auf den Ring hinaus und meinte plötzlich: „Sehen Sie jenes kleine Bauernmädchen, das an unserem Fenster vorüberschreitet, mit einem Korb Rüffe am Arm; wahrscheinlich sind dieselben zum Verkauf bestimmt. Bitte, rufen Sie sie.“

„Ich soll rufen — wozu?“

„Fragen Sie nicht, bitte, rufen Sie!“

Ich beeilte mich zu gehorchen. Die kleine Rüffeverkäuferin machte ein brillantes Geschäft und einige Minuten später verließ sie mit einem Goldstück in der Hand Minna's kleines Bouboir und ihre Rüffe lagen in einem kleinen Häuflein auf dem Tische.

III.

„Nun, fragte ich.“

„Nun, mein Freund, diese Nüsse werden das Schicksal unserer Liebe bestimmen.“

„Die Nüsse,“ fragte ich erstaunt?

Minna sah mir in's Auge und lächelte.

„Jede Nuß wird zählen, die eine „Ja“, die andere „nein“. Ich werde sie einzelweise in ein Körbchen legen und was die letzte sagen wird, das wird auch meine Antwort sein. Wenn die letzte ein Ja bedeutet, entsage ich meiner Nuße. Will es aber das Loos, daß die letzte „nein“ sagt, so entsagen Sie und verreisen noch heute Abend. Darauf geben Sie mir Ihr Ehrenwort . . . Wollen Sie?“

Das Spiel begann ernst zu werden, ich wußte, daß diese Frau, die nicht unter der allmächtigen Herrschaft der Leidenschaft stand und überdies auch ein wenig abergläubisch war, in vollstem Ernst ihren Entschluß an die Nüsse knüpfte, und widersprechen wäre gleichbedeutend gewesen mit einem entgeltigen Verzicht auf alle Hoffnungen. Deshalb sprach ich:

„Es sei! Ich will es . . .“

Aber einem so dummen Zufall sollte ich mein Seelenheil anvertrauen?! Eine Nuß sollte über das Schicksal eines Himmelreiches entscheiden.

Das war nicht möglich!

Und ich dachte an eine kleine List, das was die Franzosen so charakteristisch „corriger la fortune“ nennen. Als Minna aus dem Zimmer ging, um ein Körbchen zu holen, in das die Nüsse hineingelegt werden sollten, nahm ich rasch eine Nuß und verbarg sie in meiner Tasche.

Warum ich das that? Der erfinderische Amor soufflirte mir diesen Gedanken; diese versteckte Nuß versicherte mir im Voraus das Jawort der geliebten Frau.

Wenn die letzte Nuß ein „Ja“ bedeutet, wird alles in Ordnung sein und meine versteckte Nuß bleibt in meiner Tasche, als ob sie niemals existirt hätte. Wenn aber der thörichte Zufall es will, daß die letzte Nuß auf „Nein“ fällt, so weise ich eine Nuß vor, die mir jene Frau sichert, die in meinen Augen die Schönste ist auf Erden.

IV.

Minna kam mit einem Körbchen in der Hand zurück. Als ich sie so in der vollen Anmuth ihrer Schönheit sah, konnte ich einen Seufzer nicht unterdrücken.

Warum, dieser Seufzer, fragte sie.

Ich deutete stumm auf die Nüsse.

Sie setzte sich an den Tisch, auf welchem die Nüsse aufgehäuft lagen und überreichte mir mit zärtlicher Handbewegung den Korb.

„Ein böses Omen, bemerkte sie, auf den Korb anspielend.“

„Ach, ich bin nicht abergläubisch und bann vertraue ich auch —“

„Dem Glücke der Spieler?“

„Nein, dem ewigen Rechte der Liebe.“

„Nun, wir werden sehen,“ sprach sie heiter.

Mit ihren feinen rothigen Fingern begann sie nun die einzelnen Nüsse hervor zu klauben und ihre sanfte heulflingende Stimme sprach immer wieder die bedeutsamen Worte:

Ja . . . Nein . . . Ja . . . Nein . . .

Trotzdem ich mir den Sieg im Voraus gesichert hatt', und ich in meiner Hand das Schicksal hielt, klopfte mein Herz hoch recht stürmisch, als die reizende Frau die Nüsse in den Korb legte.

Ihre Stimme klang in der Stille des Boudoirs wie die des Richters im Schwurgerichtssaale.

Doch als die Zahl der Nüsse immer geringer wurde, klang auch diese Stimme immer furchtsamer und milder.

Es waren nur noch einige Nüsse auf dem Tische.

Mit beinahe zitternden Händen langte Minna nach ihnen.

Ja . . . Nein . . . Ja . . . Nein . . . Ja . . . Nein . . . Ja.

Die letzte Nuß lag noch dort in der Mitte des Tischchens. Minna erhob sich, sie nahm die Nuß, ließ sie in's Körbchen gleiten zu den übrigen und während sie mich starr ansah, sprach sie mit harter Stimme: „Nein.“

V.

Aber da, bevor sie noch Zeit gehabt hätte, ein weiteres zu sprechen, griff ich in meine Tasche und rief lachend aus: „Oh, das ist nicht die letzte . . . Hier ist noch eine.“

Und triumphirend hob ich die versteckte Nuß in die Höhe.

Minna war überrascht.

— Wie kamen Sie in den Besitz dieser Nuß? fragte sie beinahe streng.

Ich bemühte mich, der Sache eine heitere Wendung zu geben und erwiderte lächelnd:

„Nur ein dummer Verliebter hat keine Erfindungsgabe. Ich habe mir Ihr angekündetes „Ja“ im Voraus vom Tische genommen. Kann man es einem Verliebten übel nehmen, wenn er eine kleine List gebraucht, da er sein Glück nicht auf's Spiel setzen will?“

Ein Schatten flog über das rosige Antlitz der schönen Frau:

„Aber die Bedingung hat nicht so gelautet!“

Nun bemühe ich mich, ihre gute Laune zurückzuerobern. „Entscheidet das etwa? Sie selbst, meine Gnädige, wollten das Schicksal sprechen lassen. Hier ist das letzte „Ja“! Sie sehen, das Schicksal wollte „Ja“ sagen.“

„Sie irren,“ sprach sie, „ich habe auch eine Nuß weggenommen!“

Sie öffnete ihre weiße Hand: dort lag eine Nuß.

„Wie? fragte ich überrascht, Sie auch? Wozu denn?“

Minna sah mir in's Auge.

„Ich werde offen mit Ihnen sprechen . . . Als ich diese Nuß bei Seite legte, that ich es mit derselben Absicht, wie Sie. Ich nahm mir vor, wenn die letzte „Nein“ sagen wird, so halte ich das Schicksal unserer Liebe in meiner Hand . . . aber jetzt sehe ich ein, daß das, was ich that, Unrecht war . . . Seien wir aufrichtig und sagen wir uns, daß wir bei dem ersten Schritte, den wir unternahmen, uns gegenseitig betrügen wollten. Das ist ein schlechtes Zeichen, mein lieber Freund. Die mahnende Stimme des Schicksals für Sie, besonders aber für mich . . . Leben Sie wohl, mein Freund.“

Sie drehte mir den Rücken und verschwand. Ich verrieth, meinem Ehrenworte gemäß, noch an demselben Abend. Seit jener Zeit hasse ich die kleinen, unschuldigen Haselnüsse . . .

Unsere geehrten Leserinnen werden höchlichst erlucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Freundes- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannenden Romane und abwechslungsreicher Unterhaltungsliteratur dafür dankbar zu erweisen suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Waaren wolle man sich gütigst ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Bitte zu lesen!

Einleitungssphrasen.

(Nachdruck verboten.)

Jemand, ich glaube Talleyrand, hat einmal gesagt: „Die Worte sind da, um die Gedanken zu verbergen.“ — Der Mann hat so unrecht nicht, denn abgesehen von den unzähligen Redensarten, bei denen man sich absolut nichts denkt, giebt es noch eine ganze Menge kurzer Vorreden, die genau das Gegenteil von dem ausdrücken, was man meint und was sich auch deutlich genug aus dem längeren Nachsatz ergibt.

„Nehmen Sie mir's ja nicht übel,“ beginnt jemand seine Rede, und sofort weiß der Andere, daß jetzt etwas Unangenehmes, etwas Verletzendes kommt, was er nothwendig sehr übel nehmen muß. „Erschrecken Sie nicht!“ mahnt dort Einer, und schon erstarrt dem Angeredeten das Blut in den Adern, da er gewiß ist, Entsetzliches zu erfahren. „Ich sage gar nichts“, ist gewöhnlich die Vorrede zu einem ergiebigen Redeschwall, und das anerkennende: „Ihr Wort in Ehren“, das sichere Zeichen, daß man die Aussage des Andern für nichts weniger, als glaubwürdig oder in Ehren hält, vielmehr stark bezweifelt und daraus auch kein Hehl zu machen gedenkt. „Liebster Freund!“ hört ein wildfremder Mensch sich mit einem gewissen Nachdruck angeredet und kann gewiß sein, daß er sich von dem Sprecher auch nicht der kleinsten Berücksichtigung, geschweige denn der Liebe oder Freundschaft zu versehen hat. Auch die mit „Liebster Schatz!“ Angeredete hat irgend eine tränkende Erklärung, eine Ablehnung oder Weigerung zu erwarten, die ihr nur zu klar beweist, wie sehr sie in der Werthschätzung oder Neigung des Andern, wenn sie sie je besessen, gesunken ist. Das warnende „Fallen Sie nicht!“ wird meist dem zugerufen, der schon am Boden liegt, das ermutigende „Fürchten Sie nichts!“ dem, der einer sicheren Gefahr entgegengeht, und das gelassene: „Seien Sie ganz ruhig, regen Sie sich nicht auf!“ dem im höchsten Grade Erregten, den jedes Wort nur noch mehr aus der Fassung bringt.

Viele dieser Vorreden enthalten eine Selbstkritik, die ebenfalls durch den Nachsatz widerlegt wird. „Ich sage gewiß Niemand Etwas Böses nach!“ versichert hier Eine und beginnt alsbald den lieben Nebenmenschen auf's unbarmherzigste zu verlästern, seinen Namen in den Staub zu ziehen und auch nicht ein gutes Fünkchen an ihm zu lassen. Oder: „Ich gönne gewiß Jedem das Beste.“ heißt es, und im nächsten Augenblicke macht man seinem Groll über die Erfolge eines Anderen Luft und sucht sie als unverbient hinzustellen, oder frohlockt über seinen Schiffbruch und bezeichnet denselben als gerechte Strafe für irgend Etwas. „Ich will mich nicht selbst rühmen!“ Mit diesem bescheidenen Satze beginnt eine vergleichende Betrachtung, in der das liebe „Ich“ mit seinen glänzenden Vorzügen ein fremdes Einzelwesen tief, tief in den Schatten stellt. „Ich bin gewiß gefällig,“ beginnt die Antwort auf ein Bittgesuch, und auch ohne den nachfolgenden Kommentar weiß der Bittende, daß er nichts, garnichts zu erwarten hat. „Ich bin sanft wie ein Kind,“ ist der Prolog zu einer ungeheuerlichen Grobheit. Es gibt kaum eine menschliche Tugend, deren man sich in diesen Einleitungssphrasen nicht rühmt, um nachher zu beweisen, daß man sie nicht besitzt. Bescheidenheit, Verschwiegenheit, Liebe, Nachsicht, Höflichkeit, alle möglichen schätzbaren Eigenschaften schießt man, durch ein kluges

„Aber“ verbunden, der nachfolgenden Offenbarung der eigentlichen Meinung voran, wahrscheinlich in der unbestimmten Hoffnung, deren Eindruck abzuschwächen. Aber die Welt läßt sich nicht irre machen, sie weiß, was sie von solchen Vorreden zu halten hat und traut ihnen umso weniger, je schöner sie sind. Ja, als Gegenstück zu dem Sprichwort der Franzosen: „Qui s'excuse, s'accuse“ — „Wer sich entschuldigt, klagt sich an,“ findet sie den, der sich einer Tugend rühmt, ihres Gegentheils verdächtig. Nun, wir dürfen in dieser Hinsicht der allgemeinen Ansicht glauben und sollten daher einiges Gewicht darauf legen, mit welchen Worten sich Untergebene, z. B. Dienstboten, bei uns einführen. Sagt eine solche Person nur was zur Sache gehört, dann haben wir Gutes von ihr zu hoffen; spricht sie mit Anerkennung von ihren Leistungen, dann können wir uns auf Aerger gefaßt machen; sagt sie aber mit Selbstbewußtsein: „Ich bin eine grundehrliche Haut, vor mir kann ungezählt's Geld umherliegen,“ dann, lieber Leser, laß uns Risten und Kisten fest zuschließen, und je eher, desto besser, sorgen, daß die ehrliche Haut aus dem Hause kommt.



Was die Jahreszeit bringt.

Rathschläge und Rezepte für den Haushalt.

Moussierendes Zuckerwasser. Ein vorzügliches, erfrischendes und angenehm schmeckendes Getränk, welches auch vielen Kranken zu empfehlen ist, ist das moussierende Zuckerwasser, welches man äußerst billig und schnell selbst herstellen kann. 30—35 Liter Wasser bringt man zum Kochen und löst während des Kochens 2 Kilogramm weißen Zucker darin auf. Alsdann läßt man die Flüssigkeit bis auf + 18° R. auskühlen, giebt 2 Tassen Bierhefe hinzu, füllt das ganze in ein Bierfaß und legt es in den Keller. Die Gärung tritt alsbald ein und die Hefe wird durch den Spund ausgestoßen. Von Zeit zu Zeit füllt man nun von der zurückgebliebenen Zuckerlösung nach und erhält dadurch das Faß immer so weit voll, daß die Hefe herausfließen kann. Ist der Punkt eingetreten, daß man kein Ausstoßen mehr bemerkt, so wird das Faß fest verspundet und ruhig liegen gelassen. In dem Fall, daß man von dem Zuckerwasser nichts übrig behalten hat, kann das Nachfüllen auch mit reinem Wasser geschehen. Nach Verlauf einiger Tage untersucht man, ob die gegorene Flüssigkeit hell geworden ist, und zieht sie, falls dieser Umstand eingetreten ist, auf gläserne Weinflaschen, die jedoch nicht dünnwandig sein dürfen, indem dieselben sehr leicht zerspringen; am besten eignen sich demnach für diesen Zweck Champagnerflaschen. Bevor man jedoch die Füllung auf Flaschen vornimmt, gebe man in jede Flasche ca. 9—10 Gramm, weißen, in Stücke geschlagenen Zucker, verkorkte die Flaschen gut, versiegele sie und stelle sie aufrecht in einen kühlen Keller. Nach Verlauf einiger Tage ist das Getränk zum Trinken fertig. Das so hergestellte Zuckerwasser fängt beim Öffnen der Flasche zu moussieren an wie der Champagner, und nicht selten wird der Kork weggeschleudert, indem dieses Getränk ein stark mit Kohlensäure imprägnirtes Wasser ist, welches eine geringe Menge Alkohol enthält. In dem Falle, daß das Getränk noch angenehmer von Geschmack sein soll, gebe man die Schalen zweier frischer Zitronen hinzu, und lasse diese mitgären, oder man gieße

in das zu trinkende kohlensäurereiche Zuckerwasser unter Umrühren ein paar Tropfen Zitronenöl. So hergestellt, ist dieses moussierende Zuckerwasser, mit Zitronenöl oder auch Himbeersliqueur beim Trinken versetzt, namentlich in heißer Jahreszeit ein wahres Labial und kann nicht genug empfohlen werden.

Woran erkennt man frische und alte Eier?
Ein frisches Ei erscheint in einem dunklen Raume vor Licht gehalten durchaus gleichmäßig durchsichtig und hat am hinteren Ende eine kleine Luftblase, die senkrecht zur Längsachse des Eies steht. Verändert die Luftblase beim Drehen des Eies ihren Platz, so ist dasselbe nicht mehr ganz frisch. Ein frisches Ei ist ferner schwerer wie ein altes, d. h. es verändert sein spezifisches Gewicht durch allmähliche Vergrößerung der Luftblase, was sich in folgender Weise erkennen läßt. In einem Liter Wasser, welches 120 Gramm Kochsalz aufgelöst enthält, sinkt ein ganz frisches Ei zu Boden; nach 24 Stunden erreicht es den Boden nicht mehr; nach drei Tagen schwimmt es in der Mitte der Flüssigkeit und nach 5 Tagen bleibt es an der Oberfläche. Solche Eier sind indeß noch nicht verdorben und deshalb nicht vom Gebrauch auszuschließen. Ein verdorbenes Ei entwickelt in seinem Inneren Schwefelwasserstoff, und dieser macht sich einer empfindlichen Nase durch seinen charakteristischen Geruch schon bemerkbar, bevor es geöffnet wird. Als Vorsichtsmäßregel mag ferner noch angeführt werden, daß man nie beschmutzte Eier kaufen soll, denn sie legen den Verdacht nahe, daß sie durch langes Liegen im Neste bereits angebrütet sind. Um aber frische Eier für den Gebrauch möglichst frisch zu erhalten, hebe man sie nie in der Küche, sondern in der Vorrathskammer auf; im Sommer im Eisschrank. Wichtig behandelt sind Eier trotz ihres großen Fettgehaltes, hart gesottene ausgenommen, in allen Zubereitungsarten leicht zu verbauen. Wenn das Gegenteil eintritt, so hat allemal die Köchin die Schuld, welche zu viel Butter (anderes Fett sollte überhaupt zu Eierspeisen nicht genommen werden) verwendete, diese noch obenrein braun werden und die Eier zu lange auf dem Feuer ließ. Als wichtige Regel beachte man, die Eier nur mit kaltem, aber reinem Wasser auf's Feuer zu setzen, es wird dadurch auch das Zerspringen der Schale verhütet.

Geknickte Federn werden gesteiht, wenn man sie einen Augenblick in siedendes und dann in eiskaltes Wasser taucht.



Speisezettel für einen bürgerlichen Haushalt.

Sonntag: Blumenkohluppe, Rothkraut mit Würstchen,

Kalbsfricandeau, Apfelschnitte.

Montag: Bouillon, Rindfleisch mit Meerrettigsauc.

Dienstag: Pilzsuppe, Kalbsleber in Bier gedämpft, Preiselbeerentkompot.

Mittwoch: Schnittbohnen, Hammelfleisch, Brombeerpuding.

Donnerstag: Hasergrüsuppe, Schweinefleisch, neue saure Gurke.

Freitag: Rührei mit Pilzen, Omelette aux confitures.

Samstag: Grünkohlsuppe, Kalbskoteletts, Birnenkompot.



Selbst den größten Philosophen sind Leute, die Geld bringen, lieber als solche, die welches holen wollen.

Wohl unglücklich ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterläßt sich, was er nicht versteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.



1. Magisches Buchstabenquadrat.

A	D	D	E
E	E	I	I
N	N	O	O
O	R	R	Z

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die vier wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bezeichnen — aber in anderer Folge — 1. einen Fluß, 2. einen Theil von Jerusalem. 3. einen Kaiser, 4. einen Fluß.

2. Charade.

„Getrennt“ bin ich ein Schweizer Kind,
Und sprichst Du mich „verbunden“,
Nacht Du, — wie köstlich ich es find, —
Wohl aus Vetricen mich geschwind,
Woran Du Reiz gefunden.

3. Wer erräth's?

Ich bin ein Ding, das Jedermann
Nicht allemal vertragen kann;
Dum köpft' er mich und stieß' mich ei,
Dann hat er keine Scherelei'n,
Kann sich befehl'n die ganze Welt.
So lang' das Reisen ihm gefällt,
Bis, wegemüde und erschöpft,
Zur Kurzweil wieder er mich köpft.
Dann werde ich ein Beseidigt,
Der selbst gekrönte Häupter sticht
Und straflos doch zu jeder Frist
Sich zeigt, weil er „gestempelt“ ist.

Auflösungen der Räthsel aus No. 33.

1. Magisches Quadrat: Rabe, Aden, Bett, Ente.

2. Rechen-Aufgabe: Vetter Carl's Geburtstag, der 23. Juni.

3. Wer erräth's: Thella — Hella.

Wichtige Räthsel-Auflösungen sandten ein: Wilh. Petri, Hedwig Christ, Johann Lang, Anna Vint, Abonnent in der Langgasse, G. L. sämtlich hier. Luise Marx in Diebrich, Elise Seuburger in Vierstadt, Johann Diefenbach in Langenschwalbach, D. G. in Eltville und drei Abonnentinnen im hohen Westerwald.